pedocs
Open Access Erziehungswissenschaften

DIPF

Rose, Lotte

Alles anders? Zum Wandel der Körperinszenierungen von Mädchen und Jungen im Sport

Diskurs 13 (2003) 3, S. 27-35

Quellenangabe/ Reference:
Rose, Lotte: Alles anders? Zum Wandel der Körperinszenierungen von Mädchen und Jungen im Sport - In: Diskurs 13 (2003) 3, S. 27-35 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-86804 - DOI: 10.25656/01:8680

https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-86804
https://doi.org/10.25656/01:8680

in Kooperation mit / in cooperation with:
Deutsches Jugendinstitut*https://www.dji.de*

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Inhalt

2 Hans Lösch
Zu diesem Heft

JUGENDLICHE KÖRPER – IDENTITÄTEN UND KULTUREN

5 Sibylle Hübner-Funk
Körperbezogene Selbstsozialisation Varianten sozio-kultureller Überformung jugendlicher »Bodies«

10 Bärbel Kracke
Erwachsen werden Ein bio-psycho-sozialer Blick auf die Entwicklung männlicher Jugendlicher

18 Horst Hackauf
Zwischen Konvention und »Coolness« Jugendliche Lebensstile als Ausdruck von körperbezogenem Risikoverhalten

27 Lotte Rose
Alles anders? Zum Wandel der Körperinszenierungen von Mädchen und Jungen im Sport

36 Gabriele Klein
Die Theatralität der Jugend Zu Praktiken der Verkörperung und Vergemeinschaftung in Clubkulturen

43 Angst und Arbeitslosigkeit: ostdeutsch erhellt Andreas Oehme und Wolfgang Schröer interviewen Wolfgang Engler

54 Werner Schneider
Diskurse zum »Wandel von Jugend« in Deutschland Konzepte, Leitbegriffe und Veränderungen in der Jugendphase

62 Anita Heiliger
Schattenseiten des neuen Sorge- und Umgangsrechts Folgerungen für eine kindeswohlfördernde Praxis

69 Manfred Liebel
Neue Nomaden Jugendliche an den Grenzen Mittel- und Nordamerikas

Alles anders?

Zum Wandel der Körperinszenierungen von Mädchen und Jungen im Sport

Lotte Rose

In der Auseinandersetzung zur Bedeutung des Sports in den Lebenswelten von Mädchen und Jungen dominierte lange Zeit das Ungleichheitsparadigma, das darauf verwies, dass Mädchen und Jungen nicht unter den gleichen Voraussetzungen an der Kultur des Sports teilhaben und in ihr agieren. Weniger beachtet wurden die mit den gesellschaftlichen Individualisierungsprozessen einhergehenden einschneidenden Wandlungen im Geschlechterverhältnis, die auch in der Welt des Sports viele Spuren hinterlassen haben. Der Beitrag versucht, auf dem Hintergrund des aktuell wirksamen, doch widersprüchlichen Nebeneinanders von »Doing-gender«- und »Undoing-gender«-Prozessen den Stellenwert der Körperinszenierung durch Sport in den Lebenswelten von Mädchen und Jungen in Deutschland zu bestimmen und ihn zugleich mit den Verschiebungen und Erosionen der Geschlechternormalitäten zu verbinden.

Dass sportliche Betätigungen keine geschlechtsneutrale Angelegenheit sind, gilt heutzutage als selbstverständlich. Sowohl in den Sportwissenschaften und der Sportpädagogik wie auch in der körper- und bewegungsorientierten Sozialen Arbeit hat zunehmend die Vorstellung Platz gegriffen, dass Mädchen und Jungen, Frauen und Männer nicht unter denselben Voraussetzungen an der nationalen (und internationalen) Sportkultur teilhaben. Doch was so unstreitig erscheint, dass es oft gar formelhafte Züge annimmt, entpuppt sich bei genauerem Blick als Feld voller kniffliger Fragen.

Alte Diagnosen – überholt?

Zu Beginn der 1950er-Jahre war die Lage noch recht eindeutig. Die französische Frauenrechtlerin Simone de Beauvoir (1908–1982) hat damals in ihrer berühmten Kulturgeschichte der Frau *Das andere Geschlecht* (1949) über den Mädchen- und Jungensport noch Folgendes – weitgehend unwidersprochen – festgestellt (zit. nach der deutschen Ausgabe: Beauvoir 1951/1968, S. 316 f.): »Übrigens haben in vielen Ländern die meisten jungen Mädchen keine sportliche Ausbildung. Da Balgereien, Kletterkünste ihnen verboten sind, empfinden sie ihren Körper nur passiv. Viel deutlicher als in ihren ersten Jahren müssen sie darauf verzichten, sich über die gegebene Welt hinaus zu

erheben, sich *über* der übrigen Menschheit zu bestätigen. Forschen, Wagen, die Grenzen des Möglichen erweitern bleibt ihnen versagt. Insbesondere ist ihnen die Haltung des *Herausforderns,* die bei den jungen Leuten so wichtig ist, so gut wie unbekannt (...) Höher zu klettern als ein Kamerad, einen anderen unterzukriegen, heißt: seine Überlegenheit über die ganze Welt zu bestätigen. Ein derartiges Draufgängertum ist dem jungen Mädchen verwehrt, insbesondere muss sie auf Gewalt verzichten.«

Beauvoir hat eine klare Geschlechterpolarisierung diagnostiziert: Während Sport und Männlichkeit zusammengehörten, schlössen sich Sport und Weiblichkeit aus; während Jungen und Männer sich sportlich betätigten, würden Mädchen und Frauen solche Erfahrungen verwehrt; während die männlichen Körper »draufgängerisch« seien, blieben die weiblichen »passiv«. Diese idealtypischen Konstruktionen hatten zweifellos in ihrer Generation und Herkunftsschicht einen gewissen Realitätsgehalt. Simone de Beauvoir war ja als »höhere Tochter« adeliger Herkunft aufgewachsen in einer Gesellschaft, die bestimmt war durch polarisierte, sich ergänzende Geschlechterideale. Für Mädchen und Jungen, Frauen und Männer ihrer Herkunft waren verschiedene Aufgaben, Orte und Seinsweisen vorgesehen, und diese sozialen Differenzierungen spiegelten sich auch in der Formierung und Trainierung der entsprechenden Körper wider. Die Zeichen des weiblichen Körpers waren andere als die des männlichen, und sie mussten in diesem Geschlechtermodell andere sein. Dass der weibliche Körper passiv, zart, schwach, anschmiegsam und ästhetisch schön, der männliche hingegen aktiv, gestählt, autonom und stark sein sollte, war der sozialen Tatsache geschuldet, dass ihre Träger Unterschiedliches zu leisten hatten und sich mit ihrer Rollenverteilung nicht »in die Quere kommen« sollten. Der große Vorteil eines so klar polarisierten Geschlechterverhältnisses war, dass jeder und jede darin einen festen Platz hatte. Dies galt jedoch nur so lange, wie die Subjekte bereit und willig waren, den ihnen zugewiesenen Platz auch einzunehmen und auszufüllen. Beauvoirs zitierte Ausführungen verweisen aber auch darauf, dass an dieser Rollenverteilung im ersten Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg etwas brüchig zu werden beginnt. Denn sie beschreiben nicht einfach die Geschlechterdifferenzen, sondern sie skandalisieren diese ausdrücklich. Der Status quo der Geschlechtersituation in der Welt des Sports ist für Beauvoir keineswegs akzeptabel und vernünftig.

An der genannten Textstelle fällt noch etwas Weiteres auf: Es wird ein äußerst idealisierendes Bild von Männlichkeit entworfen. Das männliche Draufgängertum, die Kampfeslust, der Wagemut und die Erhabenheit werden betont, wenn nicht verherrlicht. Unterschlagen wird dabei die Ambivalenz, die solchen Verhaltensweisen innewohnt, wie wir heute dank einer umfangreichen Fachliteratur zur Jungen- und Männersozialisation wissen. Was ist etwa mit den Jungen los, die nicht »draufgängerisch« sein wollen oder können? Und wenn es als »erhebend« bezeichnet wird, »höher zu klettern als ein Kamerad und einen anderen unterzukriegen«, bleibt doch ausgeblendet, was mit jenen Jungen geschieht, die beim Klettern von ihrem Kameraden überholt werden und im Kampf unterliegen. Die von Beauvoir formulierte Idealisierung der Männlichkeit ist bis heute in der deutschen Geschlechterdebatte auffindbar und hat zur Folge, dass zwar das Verhältnis der Mädchen und Frauen zum Sport problematisiert wird, nicht aber das der Jungen und Männer. Noch sind die Stimmen relativ selten, die – wie Abraham (1998, S. 46) – fordern, auch »die Benachteiligungen und Kosten für Männer im Sport auszuloten«.

Seit Beauvoirs Geschlechterstudie ist offensichtlich in den westlichen Gesellschaften viel Entscheidendes geschehen, das die Beziehungen der Geschlechter zueinander verändert hat. Ihre prägnante Diagnose ist daher für die Gegenwart nicht mehr zutreffend. Weitreichende gesellschaftliche Veränderungen haben in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bezüglich der Geschlechterbeziehungen stattgefunden, und zwar mit

hoher Geschwindigkeit. Damit aber haben sich neue Schwierigkeiten ergeben, angemessen über das Verhältnis der beiden Geschlechter zum Sport zu sprechen. Es lassen sich hier zwei konträre Paradigmen ausmachen – das Ungleichheits- und das Angleichungsparadigma –, die ganz unterschiedliche theoretische und praktische Folgen nach sich ziehen.

Das Ungleichheitsparadigma

Gemäß dem Ungleichheitsparadigma ist der Sport als ein Feld konstruiert, in dem die Geschlechter höchst unterschiedlich und hierarchisch angeordnet sind. Durch empirische Daten quantitativer und qualitativer Art wird in verschiedenen Varianten nachzuweisen versucht, dass Sport eher eine »Männersache« sei und dass das Verhältnis von Mädchen zum Sport weniger innig sei als das der Jungen, zumal es mit dem Eintritt der Pubertät zu einem erheblichen Einbruch der weiblichen Sportinteressen komme, während die männlichen Interessen am Sport weiterhin auf hohem Niveau blieben:

Mädchen und Jungen im Sportverein

Alter	Mädchen in der Altersgruppe	Jungen in der Altersgruppe
0–6	17,60%	17,87%
7–14	49,42%	67,26%
15–18	42,90%	65,69%

Quelle: DSB 1999 (zit. nach Späth 2000, S. 9)

Die Prozentzahlen der Tabelle verdeutlichen, dass in der Kindheit die Teilhabe am Sport in Vereinen bei Mädchen und Jungen in Deutschland nahezu gleich stark ausgeprägt ist, doch dass in der Schulzeit die Mädchen erheblich hinter den Jungen in ihren Sportvereinsaktivitäten zurück bleiben. In der Adoleszenz (bis zum Eintritt der Volljährigkeit) geht die Schere insofern weiter auseinander, als die Jungen ihr Aktivitätsniveau nahezu konstant halten, während die Mädchen sich zunehmend aus den Sportvereinen zurückziehen. Die Pubertät erscheint demnach als Zeitraum der Verschiebung der Interessen im Leben der weiblichen Teenager. Erklärt wird diese Wende meist mit den infolge der Pubertät bei den Mädchen verstärkt greifenden Weiblichkeitsnormierungen, die Sportlichkeit eher in den Hintergrund treten lassen würden. Während das Kindesalter geschlechtsspezifische Grenzüberschreitungen leichter zulasse, d. h. den Mädchen durchaus »jungenhaftes« Verhalten erlaube, werde dies im Jugendalter von der sozialen Umwelt der Mädchen nachhaltiger sanktioniert.

Mit dem Ungleichheitsparadigma sind also implizite Bilder weiblicher »Benachteiligung« und »Beschädigung« verbunden. Die geringere Teilhabe der Mädchen am Sportangebot der Vereine wird nicht nur als tendenzielle Einschränkung von Lebens- und Entwicklungschancen gedeutet, sondern es wird zudem behauptet, dass auch dort, wo Mädchen noch weiter Sport trieben, sie letztlich – offene und verdeckte – somatische und psychische Schädigungen erführen. Dies gilt vor allem für den Leistungssport: Es wird etwa angeprangert, dass Mädchen oft gewaltsame, wenn nicht gar sexuelle Übergriffe von Seiten ihrer Übungsleiter erlebten, dass sie aufgrund der harten Trainingsprozeduren ihrem heranreifenden Körper entfremdet würden, dass das sportbezogene Leistungssystem sie entmündige, dass sie in Rollen- und Identitätskonflikte als junge Frauen gerieten, wenn sie sich z. B. zu Männersportarten hingezogen fühlten, oder dass sie durch sexistische Sportberichterstattung, niedrigere Preisgelder und geringere Fördermittel diskriminiert würden. In den feministisch orientierten Sportwissenschaften sind jene Aspekte seit Ende der 1980er-Jahre oft thematisiert worden (vgl. etwa Palzkill / Scheffel / Sobiech 1991).

Interessant ist, dass solche »Beschädigungsthesen« mittlerweile auch für die männliche Jugend in Anspruch genommen werden. In dem deutschen Klassiker der Jungenforschung *Kleine Helden in Not* (Schnack / Neutzling 1990, S. 182 ff.) werden etwa Fußballszenen beschrieben, die als empirisches Material dafür dienen, die modellhaften Männlichkeitsritualisierungen

Wie der Nachweis gelingen kann, dass der Sport ein spezifisch männliches Territorium sei, kann dies auch mit guten Gründen widerlegt werden.

dieses Sports zu problematisieren und zu kritisieren. Ähnliche Ansätze finden sich gelegentlich auch in der sportwissenschaftlichen Literatur, wenn z. B. nachgewiesen wird, dass der Sport die typisch männliche Abwehr des Körpers und der Gefühle stützte und damit eine flexible männliche Selbstentwicklung verunmöglichte (Abraham, ebd.).

Das Angleichungsparadigma

Im Zentrum dieses diskursiven Musters steht die Vorstellung der Verringerung der Geschlechterdifferenzen im Sport, denn der Sport wird zu dem gesellschaftlichen Feld, in dem – historisch gesehen – Mädchen und Frauen einen großen Teil des männlichen Vorsprungs »aufgeholt« haben und in dem die klassische Geschlechterdichotomie und -hierarchie verschwindet. Wie für das Ungleichheitsparadigma, so lassen sich auch für das Angleichungsparadigma viele empirische Belege liefern. Wie der Nachweis gelingen kann, dass der Sport ein spezifisch männliches Territorium sei, kann dies auch mit guten Gründen widerlegt werden. Beispielsweise lässt sich die Geschichte der olympischen Bewegung als eindrucksvolles Zeugnis der zunehmenden Geschlechterangleichung lesen. In den Anfängen der Olympischen Bewegung gab es gar keine oder nur vereinzelte Frauenwettbewerbe: Erst im Jahre 1900 durften Frauen überhaupt daran teilnehmen – nämlich an Tennis- und Golfwettbewerben, später auch am Bogenschießen und 1928 an der Leichtathletik. In den Anfängen der Olympischen Bewegung waren die Männer also ganz unter sich (Pfister 1983, S. 58), heute dagegen bietet sich ein völlig anderes Bild. Es gibt kaum mehr eine Sportart, in der nicht Wettbewerbe für beide Geschlechter ausgeschrieben sind, und es ist wohl nur noch eine Frage der Zeit, bis die letzten geschlechtsexklusiven Bastionen fallen werden.

So ging vor der Olympiade 2000 die Geschichte eines amerikanischen Synchronschwimmers durch die internationalen Medien, der die Landesqualifikation mit seiner Partnerin zusammen gewonnen hatte, dann jedoch (aufgrund seines »falschen« Geschlechts) für die Olympiade keine Zulassung erhielt. Auch wenn zu diesem Zeitpunkt noch erfolgreich die geschlechtsspezifische Trennlinie verteidigt wurde – was gemäß dem Ungleichheitsparadigma als erneuter Beweis für einen geschlechterpolarisierten Sport interpretierbar ist –, so kann doch gleichzeitig behauptet werden, dass dieser Fall des männlichen Synchronschwimmers bereits den Weg zur künftigen Öffnung dieser Sportart für Männer vorbereitet. Denn die Mediengesellschaft fördert solche Grenzüberschreitungen nur allzu gern, weil sie unentwegt auf der Suche nach dem Verrückten und Spektakulären ist. Indem die Geschichten rollenverletzender »Außenseiter« in kürzester Zeit in aller Welt vermeldet werden, kommen auch die geschlechtsbezogenen »Normalitätsmuster« ins Wanken. Indem das Bild einer nicht-konformen Männlichkeit im olympischen Leistungssport öffentlich gestreut wird, wird diese »absonderliche« Männlichkeit vorstellbar, nachvollziehbar und nach und nach zu einem Stück Normalität.

Welches Paradigma ist »richtig«?

Die beiden skizzierten Paradigmen formieren, begrenzen und erschweren die Auseinandersetzung bezüglich des Mädchen- und Jungensports. Was grundsätzlich für die Diskurse gilt, trifft auch für die Paradigmen zum geschlechterdifferenzierenden Sport zu: Sie konstruieren ihren Gegenstand, indem sie das Denken und Sprechen über ihn regulieren, reglementieren und normieren. Sie legen spezifische Wahrnehmungsraster, Deutungen und Argumentationsstile nahe, andere schließen sie aus, verbieten sie gar, transformieren spezifische Erkenntnisse zu »objektiven« Wahrheiten, während andere Fakten sprachlos – und damit undenkbar – bleiben. Je nachdem, in welchem Paradigma wir uns bewegen, sehen wir Verschiedenes, bleiben uns bestimmte Phänomene verschlossen, kommen wir zu unterschiedlichen Einschätzungen und praktischen oder politi-

schen Forderungen. Und viele Energien werden darauf verwandt, für das »richtige« Paradigma zu streiten und dem je anderen seine Irrigkeit nachzuweisen. Dieser Streit aber scheint eher müßig, da doch beide Paradigmen ihren eigenen, unbestreitbaren »Realitätsgehalt« besitzen.

Symptomatisch ist nur, dass das Ungleichheitsparadigma in sportbezogenen Geschlechterdiskursen stark ausgeprägt ist, während das Angleichungsparadigma eher ein »Nischendasein« führt. Verantwortlich für diese Gewichtung ist nicht zuletzt das feministische Ideengut, das seit den 1970er-Jahren nicht nur im gesellschaftspolitischen Diskurs der Bundesrepublik enorm an Stärke gewonnen hat, sondern das – zeitlich versetzt – auch in den Sportwissenschaften und der Sportpraxis erhebliche Wirkungen entfaltet hat. Sein Charakteristikum ist der kritisch-scharfe Blick auf alle sozialen Geschlechterdifferenzen und -hierarchien. Daher verwundert es kaum, dass in den einschlägigen Auseinandersetzungen zum Mädchen- und Jungensport das Wissen um die Problematiken der Geschlechterunterschiede sehr fein entwickelt ist. Weil es zunächst vor allem darum ging, das Geschlecht (»gender«) als eine soziale Differenzierungskategorie in den Sportdiskurs einzuführen, der zumeist auf geschlechtslosen Theorien gegründet war – d. h. weil ein Merkmal hervorgehoben werden sollte, das lange Zeit ausgeblendet war –, dominiert das Ungleichheitsparadigma noch immer unverhältnismäßig stark. Dadurch ging allerdings der Blick für Angleichungsbewegungen und Gemeinsamkeiten zwischen Jungen und Mädchen verloren.

Dennoch scheint es notwendig, sich den Angleichungsprozessen bewusster zuzuwenden, denn nur so können empirische Veränderungen im Geschlechterverhältnis und in den Geschlechterentwürfen angemessen erfasst werden. Was lässt sich also an neuen Entwicklungen und Phänomenen entdecken, wenn das Ungleichheitsparadigma in Richtung Angleichung geöffnet wird?

Wandlungstendenzen im Mädchen- und Jungensport

In den Mädchenwelten des vereinten Deutschland spielt Sport heute eine ähnlich bedeutende Rolle wie in den parallelen Jungenwelten. Schon 1985 stellte die Studie des Jugendwerks der Deutschen Shell Jugendliche und Erwachsene '85 fest, dass im Generationenvergleich der Sport innerhalb des Mädchen- und Frauenalltags erheblich an Bedeutung gewonnen hatte. Während noch in den 1950er-Jahren nur 35 % der Mädchen in der Bundesrepublik organisiert Sport getrieben hatten, waren es in den 1980er-Jahren schon knapp 70 %. Und während in den 1950er- und den 1980er-Jahren der Sport unter den bevorzugten Freizeitbeschäftigungen der Jungen gleich bleibend an erster Stelle rangierte, erfuhr der Sport bei den Mädchen in der gleichen Phase einen erheblichen Bedeutungsaufschwung: In den 1950er-Jahren nannten nur etwa 20 % der befragten Mädchen den Sport als liebste Freizeitbeschäftigung, während 30 Jahre später dies etwa 50 % taten. Es deutete sich also an, dass der Sport im Laufe dieser drei Jahrzehnte in der Mädchenwelt zu ähnlicher Bedeutung aufgestiegen war, wie er sie in der Jungenwelt hatte (Zinnecker 1989, S. 137 ff.). Diesen Trend bestätigt auch eine aktuelle Studie von Büchner / Fuhs / Krüger (1996) über 10- bis 15-jährige Heranwachsende: Gut zwei Drittel der Mädchen geben darin an, einmal die Woche und häufiger Sport zu treiben, während drei Viertel der Jungen dies aussagten. Insgesamt hat sich auch das Spektrum der geschlechtsoffenen Sportarten erheblich verbreitert, wie folgende Auflistung dokumentiert:

Typische Jungensportarten	Typische Mädchensportarten	Geschlechtsneutrale Sportarten
Fußball	Rollschuhlaufen	Squash
Basketball	Reiten	Jonglieren/Akrobatik
Tischtennis	Gymnastik	Kegeln
Fitness/Kraft/Kondition	Tanz	Volleyball
Kanu	Aerobic	Kleine Bewegungsspiele
Darts	Badminton	Radfahren
Abenteuersport	Bewegungstheater	Wasserski
Boxen	Schlittschuhlaufen	Tauchen
Klettern	Schwimmen	Schlittenfahren
Kicker/Billard	Selbstverteidigung	Meditation/Yoga
Kampfsport		Tennis
Skateboard		Leichtathletik
Baseball		Rudern
		Handball
		Hockey
		Inlineskating
		Jogging

Quelle: Ministerium für Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen 1996, S. 120 f., S. 371 f., (zit. nach Combrink / Ruloffs 1998, S. 38)

Sport ist demnach schon längst nicht mehr nur »Jungensache«. Es gibt zwar weiterhin Sportarten, die vorwiegend als männlich identifiziert sind, aber es lassen sich ebenso Sportarten nennen, die als Mädchensportarten gelten können. Zudem gibt es ein großes Feld von Sportarten, das nicht mehr geschlechtsspezifisch zugeordnet wird, d. h. in dem der Sport erfolgreich »neutralisiert« worden ist. Künftig sind hier wohl noch weitere »Neutralisierungsprozesse« zu erwarten. (So ist z. B. zu vermuten, dass das Medieninteresse an den boxenden Töchtern der Ex-Boxer Frazier und Muhammed Ali nicht ohne Wirkung auf den klassischen Männersport Boxen bleiben wird.) Dabei ist jedoch Vorsicht angesagt: Geschlechtsneutralisierungen im Sport bedeuten nicht, dass nun Geschlechtslosigkeit Platz greift. Der entscheidende Punkt ist vielmehr, dass Geschlechtlichkeit nun nur *innerhalb* des Sports und nicht mehr durch die Trennlinie *»innerhalb/außerhalb«* inszeniert wird.

Fitness als Lebensmaxime?

Fitness scheint für beide Geschlechter zur aktuellen Lebensmaxime zu gehören. Sportlichkeit ist seit einiger Zeit eng mit Fitness gekoppelt. Seit den 1980er-Jahren verzeichnet die Bundesrepublik einen expandierenden Fitnessboom in unterschiedlichen Variationsformen, der die etablierte Sportkultur verändert und mit neuen Stilelementen infiltriert hat (vgl. Sobiech 2000). Es geht dabei um die Herstellung eines spezifischen Körperimages, das Stärke, Gesundheit und Autonomie symbolisieren soll. Von dieser Entwicklung sind sowohl die Männer- wie auch die Frauenkörper erfasst worden; in den kommerziellen Fitnessstudios sind sogar mehr junge Frauen als Männer als feste Mitglieder registriert.

Spannend ist nun, dass diese Entwicklungen auch im Leben der Heranwachsenden deutliche Spuren hinterlassen haben, und zwar bei Jungen wie bei Mädchen. Dass das Fitness-Ideal tatsächlich im Jungenleben ähnlich stark greift wie im Mädchenleben, dafür finden sich zumindest in der bereits zitierten Jugendstudie von Büchner / Fuhs / Krüger aufschlussreiche Hinweise. Bei der Frage, *warum* sie Sport treiben, gaben die Befragten als Hauptmotiv an, dass sie sich »körperlich fit halten« wollen, wobei die Geschlechterunterschiede nur gering waren (a. a. O., S. 143).

Jungen und Mädchen benutzen neuerdings sportliche Stilelemente zur Inszenierung von Attraktivität. Während der Sport lange Zeit eher dazu diente, asketische Strenge, Selbstbeherrschung und Lustfeindlichkeit zu kultivieren – Sport als symbolischer Mittler des »Sexualitätstabus« –, so lässt sich heute beobachten, dass der Sport medial in wirksamer Weise erotisch aufgeladen wird. Der Körper, der die Zeichen der Sportlichkeit, Beweglichkeit, Dynamik und Kraft trägt, wird zum Inbegriff auch des sexuell verführerischen Körpers.

Vor allem für den Mädchen- und Frauensport bedeutet dies einen radikalen Umbruch. Wurde in den Anfängen des Mädchen- und Frauensports noch vor den körper-entstellenden Wirkungen des Sports gewarnt und wurden Sportlerinnen oft als hässlich und »unweiblich« stigmatisiert, so wird der Athletinnenkörper heute immer mehr als allgemeines Schönheitsideal akzeptiert (Rose 1997). Angesichts dessen war es etwa möglich, dass die Eisschnellläuferin Franziska Schenk oder die Hochspringerin Heike Henkel als Fotomodelle Modekollektionen präsentieren konnten und der weibliche Tennis-Star Steffi Graf als Vamp für Nudeln warb oder die Turmspringerin Annika Walter für den »Playboy« nackt posierte. Umgekehrt lässt sich bei den weiblichen Stars im Musik-, Film- und Werbegeschäft eine auffallende »Versportlichung« verzeichnen. Als aktuelles Beispiel sei die Computerspiel- und Filmfigur *Lara Croft* genannt, die mit schmalen Hüften, straffer Oberschenkel- und Armmuskulatur energiegeladen kämpft, läuft, schießt und springt und abends – zur Entspannung – an elastischen Bungee-Seilen ihre kunstvollen Salti dreht. Weibliche Sportlichkeit und weibliche Schönheit stehen somit nicht mehr im Widerspruch zueinander, sondern Sportlichkeit ist zu einem bedeutsamen Stilelement erotisch weiblicher – z. T. auch männlicher – Körperinszenierung geworden.

Diese Verknüpfung findet in den heutigen Lebenswelten von Jungen und Mädchen längst ihren Niederschlag. Sportliche Accessoires spielen für beide Geschlechtergruppen von Kindesbeinen an eine große Rolle

Geschlechtsspezifizierungen und -neutralisierungen, Normierungen und Entnormierungen finden nebeneinander statt.

bei der Selbststilisierung, denken wir etwa an Sportschuhe, Trainingshosen, Skaterhosen und T-Shirts als Alltagskleidung. Die Trennlinien zwischen Sport- und Normalkleidung sind längst gefallen. Ein Blick in die Schönheitsratgeber für junge Mädchen klärt uns darüber auf, dass muskelstählende Übungsprogramme heute zur Körperverschönerung empfohlen werden – ein Phänomen, das in Ratgebern für frühere Mädchengenerationen so nicht zu finden war. Zu vermuten ist, dass Jungen und Mädchen heute an der biografischen Umbruchstelle ihrer Adoleszenz die Sportlichkeit auch nutzen, um ihre sexuelle Attraktivität zu inszenieren und zu betonen. Wo früher die Jugend den Sport eher als »Abwehrstrategie« genutzt haben mag, um erotische Anforderungen (bis zur Eheschließung) einzudämmen und zu sublimieren, ist heute die Sportlichkeit für Jungen und Mädchen zu einer Komponente der symbolischen Sexualisierung der eigenen Person geworden. Wie lassen sich diese Entwicklungen gesellschaftlich deuten?

Vervielfältigung der Geschlechternormalitäten

Mit den gesellschaftlichen Individualisierungsprozessen hat auch eine spürbare Freisetzung aus geschlechtsspezifischen Vorgaben und Normen stattgefunden. Das bedeutet keineswegs die »Entnormierung« unserer Gesellschaft insgesamt, sondern es meint nur: die Normalitäten haben sich vervielfältigt, und die Subjekte haben die Möglichkeit, zwischen diesen Normalitäten zu wählen oder sie auch zu wechseln. Die Einzelnen sind somit nicht mehr auf zwei oder wenige Geschlechternormalitäten festgelegt, sondern den BeobachterInnen bietet sich ein buntes Bild von geschlechtlichen Selbstinszenierungen, die sich so schnell verändern, dass sie oft gar nicht richtig registriert werden, geschweige denn, dass die Jugendforschung dies rasch genug empirisch abzubilden und theoretisch zu deuten vermag. Jugendliche finden und kreieren unterschiedlichste geschlechtsspezifische Stile und wechseln auch diese Stile – alles aber in (ersichtlich markt- und medienbeeinflusster) »Eigenregie«.

Für diese Stilbildungen bietet der Sportartikelmarkt Jungen und Mädchen eine großzügige Palette von Utensilien an. Nicht nur lassen sich sportliche und unsportliche Stilgruppen unterscheiden und voneinander abgrenzen. Auch transportiert der Sport vielerlei Möglichkeiten der subkulturellen Ausdifferenzierung. So kultiviert z. B. der Fußball-Junge andere Eigenschaften und Verhaltensweisen als der Tennisjunge, der Schütze andere als der Skater, die Handballerin andere als die Reiterin, die Tänzerin andere als die Hockeyspielerin. Auch macht es einen erheblichen Unterschied, ob Leistungssport oder Breitensport betrieben wird, Mannschaftssport oder Einzelsport, eine traditionelle oder eine Trendsportart, Sport im Verein oder in einer autonomen Jugendszene. Die breite Palette der Sportarten, deren Gestaltung sich unentwegt verändert und die noch breiter wird durch die modischen Trendsportarten und Neuerfindungen, bietet vielfältige Wahlmöglichkeiten, die den Einzelnen immer mehr Chancen gibt, das Passende zu finden, aber auch hin- und herzuspringen zwischen unterschiedlichen Trends oder an mehreren Stilen zugleich teilzuhaben.

Wenn die Jugendphase in den Zeiten der voranschreitenden Individualisierung – und das gilt für Mädchen wie für Jungen – durch die Aufgabe gekennzeichnet ist, über originelle Stile untereinander »Distinktionen« zu schaffen, so bietet sich die breite Palette des Sports hierzu bevorzugt an. Denn Jugendliche finden dort vielfältige Vorlagen, die sie individuell zu einem persönlichen Stilprofil »zusammenbasteln« können – ob sie sich dabei nun dauerhaft auf eine bevorzugte Sportart beziehen, ob sie mehrere miteinander kombinieren oder auch biografisch nacheinander reihen. Solches Verhalten ist es zwar, was den Sportvereinen das Leben schwer macht, weil jugendliche Sportaktivitäten nur noch wenig Kontinuität – und damit Kalkulierbarkeit – aufweisen, aber dies ist ein lebensweltlogischer Ausdruck der Flexibilisierungen in der heutigen Gesellschaft.

Herstellung und »Neutralisierung« von Geschlechtlichkeit

Die geschlechtlichen Vervielfältigungsprozesse gehen heute sogar so weit, dass – nach dem Konzept des De-Konstruktivismus (vgl. Butler 1991) – geschlechtliche Zuordnungen

gänzlich außer Kraft gesetzt werden, die Geschlechterdichotomie »brüchig« wird. Es lassen sich in zahlreichen Variationen kulturelle Stilisierungen finden, in denen symbolisch Geschlechterirritationen, Geschlechterwechsel und Androgynität inszeniert werden und damit die herkömmlichen eindeutigen Geschlechtergrenzen verschwimmen oder aufgehoben werden. Es zeigt sich ein widersprüchliches Nebeneinander von Aufbrüchen der Geschlechterbilder, Annäherungen zwischen weiblichen und männlichen Bildern und gleichzeitigem Festhalten oder Wiedereinsetzen von klaren Geschlechtergrenzen als quasi den letzten Sicherheiten im Pluralismus (Preuss-Lausitz 1996, S. 195). Prozesse des »Doing-gender« und »Undoing-gender« bedingen sich gegenseitig, greifen ineinander. Geschlechtsspezifizierungen und -neutralisierungen, Normierungen und Entnormierungen finden nebeneinander statt.

Im Feld des Sports spiegelt sich diese Widersprüchlichkeit eindrucksvoll wider. Vielen Sportarten ist die geschlechtsspezifische Exklusivität genommen worden, sie sind somit zu geschlechts-unspezifischen symbolischen Territorien mutiert. Die Räume haben sich vergrößert, in denen *beide Geschlechter* gleichzeitig agieren können. In diesen »neutralisierten Räumen« etablieren sich wiederum neue kulturelle Praxen, über die die Geschlechterdifferenzen auf neue Weise markiert werden. Aber auch diese Prozesse sind in ständiger Bewegung, unterliegen erneuten »Neutralisierungen«, um dann geschlechtsspezifisch wieder aufgeladen zu werden. An der Geschichte der »Bustiers« (Tops) in der Leichtathletik lässt sich dies anschaulich nachzeichnen: Avancierten die knappen Trikot-Oberteile, die den Bauchnabel freiließen, vor einigen Jahren zum beliebten Kleidungsstück bei den weiblichen Leichtathleten, so können wir heute auch männliche Leichtathleten in solcher Oberbekleidung finden. Und dennoch bleiben genügend Symbole erhalten, mit denen sich die männlichen von den weiblichen Athleten deutlich abgrenzen.

»Versportung« der Jungen- und Mädchenkörper

Die gesellschaftlichen Individualisierungsprozesse verlangen von den Einzelnen, die eigene Lebensplanung kompetent zu gestalten, und in ihren Selbstinszenierungen müssen sie dies unter Beweis stellen. Die Auflösung des alten geschlechterpolaren Modells, in dem der Mann »Hüter« der Frau und die Frau die »Hüterin« von Haus und Herd war, hat zur Folge, dass auch Frauen biografisch nun Selbstverantwortung tragen und sich eigenständig »durchschlagen« müssen – eine Anforderung mit vielen riskanten Freiheiten. Wenn Jungen und Mädchen sich als problemlos, selbstbewusst und »cool« zeigen, haben sie diese Botschaft angenommen; sie beweisen biografische Kompetenz, genügen den Anforderungen der individualisierten Gesellschaft. Wie stark diese Botschaft nicht nur im durchschnittlichen Jungenleben, sondern mittlerweile eben auch im Mädchenleben greift, beweisen die viel diskutierten »starken Mädchen«, die weibliche Selbstbehauptung und weiblichen Egoismus als neue Ideale kultivieren – ob nun als mediale Kunstfiguren oder verkörpert durch reale Mädchen im Alltag.

Bei alledem spielt die Sportlichkeit ihrer Körper eine durchaus wichtige Rolle. Sich sportlich zu betätigen, über einen sportlichen Körper zu verfügen, stellt die neu geforderte Souveränität für den Träger und die Trägerin wie auch für die Umwelt symbolisch unter Beweis. Der sportlich »fitte« Körper ist der passende, funktionale Körper der westlichen Risikogesellschaften. Und somit trägt die Sportlichkeit der Jungen und Mädchen mit zu ihrer Einfügung in die Entwicklungstendenzen der Individualisierung bei; sie ist Motor und Ausdruck der sich biografisch immer früher vollziehenden speziellen Personwerdung.

Die sportlichen Mädchen und Jungen demonstrieren *körpersymbolisch,* dass sie die notwendige Standfestigkeit und Eigenständigkeit in einer dynamischen und entstrukturierten Gesellschaft besitzen, um nicht aus der Bahn geworfen zu werden, dass sie an *sich* arbeiten, indem sie an ihrem Körper arbeiten, dass sie bereit sind, sich Widrigkeiten offensiv zu stellen, dass sie Selbstverantwortung tragen wollen und können. Dies alles sind körpersymbolische Botschaften, also immanente Idealisierungen des sportlichen Lebensstils. Ob die eigene Realität tatsächlich dem Ideal entspricht, steht auf einem ganz anderen Blatt. Aber dass sich für die sich sportlich inszenierenden Mädchen und Jungen auch Probleme auftun, dass die Zur-Schau-Stellung von Souveränität auch

ihren Preis hat, steht außer Frage. Doch die Sportlichkeit stellt auch eine reale Energieressource dar, die dazu beiträgt, die Anforderungen in der heutigen Gesellschaft besser zu bewältigen.

Abschied von polarisierenden Blickweisen auf die Geschlechter

Wo wir es nicht mehr mit einer geschlechterpolaren Welt zu tun haben, sondern mit einer Welt, in der verschiedene Geschlechterentwürfe nebeneinander stehen – Geschlechterentwürfe, die sehr Unterschiedliches idealisieren, sich gegenseitig ausschließen, miteinander konkurrieren und in ständiger Veränderung sind –, da dürfte einleuchten, dass eindimensionale und pauschale Muster zur Bestimmung des Mädchen- und Jungenalltags, des Mädchen- und Jungensports sowie zur Entwicklung von geschlechtsadäquaten Sportkonzepten nicht mehr ausreichen. Denn in den jeweiligen Geschlechterstilen bedeutet der Sport etwas ganz Unterschiedliches.

Natürlich gibt es weiterhin Geschlechterinszenierungen, in denen Sportlichkeit verpönt ist, auch gibt es (religiöse und ethnische) Sozialmilieus, in denen Mädchen der Zugang zum Sport verwehrt wird. Aber es gibt ebenso weibliche Normalitätsmuster, in denen Sport und Bewegung in vielfältigen Variationen ein integrales Stilelement sind, ohne ganz identisch mit den männlichen Variationen zu werden. Dazu kommt noch, dass sich die symbolischen Bedeutungen des Sports in den jeweiligen Altersstufen noch einmal verändern, wie auch Modetrends enorme und unvorhersehbare Verwerfungen produzieren. Wer hätte z. B. in den 1980er-Jahren geahnt, in welcher Weise die Vermarktung der Inline-Skates und der City-Roller die Mädchen in Bewegung und auf die Straße bringen würde, also in ein Terrain, das dominant männlich besetzt war?

Die vielen Untersuchungen der vergangenen Jahrzehnte, die immer wieder versucht haben, das so andere Verhältnis der Mädchen zum Sport zu bestimmen, haben eher dazu beigetragen, den eindimensionalen Blick zu kultivieren. So »geistern« bis heute durch die Mädchensport-Debatte etliche Pauschalisierungen, die kaum hilfreich sind: Da heißt es z. B., Mädchen suchten Ganzheitlichkeit und »Wellness« im Sport, sie lehnten das Leistungs-, Kampf- und Konkurrenzprinzip ab, sie wollten sich im Sport nicht den Blicken der Jungen aussetzen und nicht ihren Körper gefährden. All diese Aussagen sind partiell zwar richtig, doch werden sie in ihrer Verallgemeinerung der realen Vielfalt in der modernen Mädchenwelt nicht mehr gerecht.

Denn Geschlechtlichkeit ist kein Identitätsmerkmal, das Mädchen und Jungen *haben,* sondern sie ist ein kulturelles Zeichensystem, das unentwegt – situativ und interaktiv – inszeniert wird und dies nicht zuletzt im Sport, der Erziehung und Ertüchtigung des menschlichen »Leibes«. Dieses Zeichensystem kann sich also permanent (je nach sozialem Kontext) verändern. »Identitäten, auch Geschlechtsidentitäten sind nicht klar, eindeutig, selbstverständlich, wie sie es früher zu sein schienen. Sie müssen neu gedacht werden: kontingent, fluid, nur zeitweise fixiert« (Bilden 2001, S. 137); sie sind »manchmal zentral, manchmal aber auch marginal« (a. a. O., S. 143). Daher muss der offene, unvoreingenommene und bewegliche Blick im Kleinen und der ständig aktualisierende Zugang im Großen kultiviert werden.

Literatur

Abraham, Anke: »Geschlecht« als Strukturdimension sozialer Ungleichheit – auch im Sport. In: Klaus Cachay et al. (Hrsg.): Sport und soziale Ungleichheit. Stuttgart 1998, S. 27–48

Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main 1991

Bilden, Helga: Die Grenzen von Geschlecht überschreiten. In: Bettina Fritzsche et al. (Hrsg.): Dekonstruktive Pädagogik. Opladen 2001, 137–147

Combrink, Claudia / Ruloffs, Bettina: Sport und Bewegung als ein Medium der Mädchenarbeit in Häusern der Offenen Tür. In: Kölner Forum, 1998, 1, S. 35–45

de Beauvoir, Simone: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek (1. Deutsche Ausgabe1951) 1968

Fuhs, Burkard: Das außerschulische Kinderleben in Ost- und Westdeutschland. In: Peter Büchner et al. (Hrsg.): Vom Teddybär zum ersten Kuss. Opladen 1996, 129–158

Ministerium für Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen (MSKS) (Hrsg.): Kindheit, Jugend und Sport in Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf 1996

Palzkill, Birgit / Scheffel, Heidi / Sobiech, Gabriele (Hrsg.): Bewegungs(t)räume. Frauen – Körper – Sport. München 1991

Pfister, Gertrud: Körperkultur und Weiblichkeit. In: Michael Klein (Hrsg.): Sport und Geschlecht. Reinbek 1983, S. 35–59

Preuss-Lausitz, Ulf: Gender Patchwork: Fremd- und Selbstbilder der Geschlechter im Umbruch. In: Helga Zeiher et al. (Hrsg.): Kinder als Außenseiter. Umbrüche in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Kindern und Kindheit. Weinheim, München 1996, S. 189–206

Rose, Lotte: Körperästhetik im Wandel. Versportung und Entmütterlichung des Körpers in den Weiblichkeitsidealen der Risikogesellschaft. In: Irene Dölling / Beate Krais (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt am Main 1997, S. 125–149

Schnack, Dieter / Neutzling, Rainer: Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Reinbeck 1990

Sobiech, Gabriele: »... nur wer fit ist, ist ein König!«. Das Heilsversprechen Gesundheit als Stabilisator sozialer Ordnung. In: Michael Klein (Hrsg.): »Guter Sport« in »schlechter Gesellschaft«? Erfurter Beiträge zur Soziologie. Bd. 8. Erfurt 2000, S. 79–99

Späth, Ute: Schlank und fit, ja bitte! Sport im Verein, dein danke! In: Sozialministerium (Hrsg.): AKTIV – Frauen in Baden-Württemberg. Stuttgart 2000, 9, S. 9

Zinnecker, Jürgen: Die Versportung jugendlicher Körper. In: Wolf-Dieter Brettschneider et al (Hrsg.): Sport im Alltag von Jugendlichen. Schorndorf 1989, S. 133–159